

Vorwort

Familien-Zusammenhalt(en) - was kann sich hinter diesem Begriff verbergen? Die Schwierigkeit, anglo-amerikanische Literatur aus dem psychosozialen Bereich ins Deutsche zu übersetzen, besteht nicht nur in der Übersetzung. Vor allem ist zu berücksichtigen, dass die psychosoziale Versorgung in der Bundesrepublik Deutschland andere Strukturen hat als in Amerika oder England. Das, was Insoo Kim BERG als Arbeitszusammenhänge für ihr methodisches Vorgehen beschreibt, lässt sich in Deutschland am ehesten mit den Aufgaben der Allgemeinen Sozialen Dienste (ASD), der Familienfürsorge, der Familienhilfe und der Einzel-fallhilfe als sozialpädagogische Maßnahme, der Erziehungsbeistandschaft sowie der Arbeit der Kinderschutzzentren und des Kinderschutzbundes vergleichen. Sie fasst es unter dem Begriff „Familienorientierte Beratungsdienste“ und geht auf Strukturen, Phasen und vor allem methodische Schritte in dieser Arbeit sehr detailliert ein. Am Beispiel der Familienhilfe lässt sich am ehesten verdeutlichen, zu welchen wichtigen Bereichen sie Stellung nimmt.

Die Situation der Familienhilfe zeichnete sich vor ca. zwanzig Jahren dadurch aus, dass man/frau der Überzeugung war, nur wirklich viel Hilfe helfe. FamilienhelferInneneinsatz von 8-19 Stunden die Woche war üblich. Die Tätigen, meist BerufsanfängerInnen oder Studierende, die bereits eine pädagogische Qualifikation hatten, aber auch Ehrenamtliche ohne pädagogische Ausbildung, hatten die Aufgabe, den Familien in allen Bereichen zu helfen. Das ging von der Einführung in die Säuglingspflege über das Wäschewaschen bis hin zu erzieherischen Funktionen. Ziel war implizit, die Eltern (in der Regel die Mütter) zu erziehen und sich selbst als der „bessere Elternteil“ zu erweisen. Zu welchen Konflikten solche Haltungen animieren, stellt die Autorin ausführlich dar. Oft waren FamilienhelferInnen heillos in den Spielen der Familie verstrickt. Die Kinder nutzten die Konkurrenzsituation aus, und die Mütter boykottierten die Angebote. Waren Väter vorhanden, so zogen sie sich zurück oder nutzten die FamilienhelferIn, um Paarkonflikte auszutragen. Das Ganze lief ohne Supervision und hatte oft den Zweck, für das Jugendamt abzusichern, dass alles erdenklich Mögliche getan wurde, um den Kindern eine Trennung von der Familie zu ersparen. Oft war es aber ebenfalls heimliches Ziel, die Kinder in der Heimerziehung unterzubringen, denn die liberaler werdenden Heime, vor allem die heilpädagogischen für verhaltensauffällige Kinder und Jugendliche, galten als allemal besser als die „kaputten“ Familien. Scheiterte die Heimerziehung, so wurden die Gründe dafür bei den Eltern und der

familiären „Schädigung“ des Kindes gesucht. Über Kontexte behördlicher Sozialarbeit, soziale Systeme und strukturelle Bedingungen, wie sie die Autorin berücksichtigt, machten sich zu diesem Zeitpunkt erst Wenige Gedanken.

Ca. zehn Jahre später hatte sich die Situation in der Familienhilfe und der Sozialpädagogischen Einzelfallhilfe (letzteres bedeutet, dass sich das Hilfeangebot nur an ein Kind der Familie richtet und für dieses eine soziale Auffälligkeit diagnostiziert werden muss) dahingehend verändert, dass die Maßnahmen viel stärker als Äquivalent zur Heimerziehung eingesetzt wurden und dass die HelferInnen über bessere Qualifikationen verfügten (abgeschlossene Studien der Sozialarbeit/Sozialpädagogik und oft Zusatzausbildungen in Familientherapie). Dies korrespondierte mit der Situation, dass eine Reihe von SozialarbeiterInnen/SozialpädagogInnen in den Jugendämtern der Überzeugung waren, eine familientherapeutisch ausgerichtete Sozialarbeit sei für die Fälle, für die der Einsatz von FamilienhelferInnen angezeigt war, weiterführend. Sie versuchten, auch Familien, die keine Beratungsstellen aufsuchen würden, therapeutische Hilfen zukommen zu lassen. Die verwaltungsgebundenen Regelungen hatten sich jedoch noch nicht geändert. Man/frau konnte also einer Familie, nach bestehenden Regeln, keine Familientherapie als sozialpädagogische Maßnahme anweisen.

So wurde versucht, die formalen Regelungen der Familienhilfe oder der Sozialpädagogischen Einzelfallhilfe so auszulegen, dass in den Familien familientherapeutisch gearbeitet werden konnte. Familientherapie „at home“ kam als Begriff auf. In die verallgemeinerbaren Überlegungen zu Methoden der Sozialarbeit/Sozialpädagogik (SA/SP) wurde dieses Vorgehen erst viel später aufgenommen und in den familientherapeutischen Schulen war (und ist?) es kein Thema. Das Buch von Insoo Kim BERG ist für die, die sich in den frühen 80er Jahren engagiert für familientherapeutische Arbeit und Ausbildung in der SA/SP eingesetzt haben, wie eine späte Rehabilitation. Sie belegt, welche Qualifikationen es bedarf, um im Feld der SA/SP förderlich mit Familien zu arbeiten. An ihren Fallbeispielen und methodischen Vorschlägen wird deutlich, dass die Komplexität des Aufgabenbereiches sehr ausdifferenzierte, souveräne und in sich stabile professionelle HelferInnen erfordert und dass sozialarbeiterische/-pädagogische Methoden den gleichen Anforderungen unterliegen wie psychotherapeutische Qualifikationen.

Wie effektiv es sich mit familienorientierten Methoden arbeiten lässt, werden alle die wissen, die die Möglichkeit haben, diese Methoden einzusetzen. Die Familien profitieren von dieser Vorgehensweise, denn

sie empfinden es als Entlastung, dass die BetreuerIn nicht jeden Tag kommt. Auch dass sie als Familie nicht auseinandergerissen werden und sich durch die Art zu fragen und zu intervenieren tatsächlich etwas verändert, sind Rückmeldungen von derart betreuten Familien.

Es entstand bereits Anfang der 80er Jahre die Vision, auf dem Wege der familientherapeutischen Methoden weite Bereiche der Sozialarbeit verändern zu können. Offensichtlich zu früh, denn die Strukturen behördlicher SA/SP und familienorientierte Methoden stimmen nicht überein. Behördlich war man/frau nach wie vor der Überzeugung, dass die Betreuungsarbeit umfangreich sein muss (galt als Maßstab für eine intensive, gute Beziehung). Insoo Kim BERG belegt das Gegenteil. Des weiteren galten Probleme nur als behebbar, wenn bestimmbar Ursachen herausgearbeitet werden konnten. Auch hier entwickelt die Autorin durchaus andere Sichtweisen. Und Supervision galt als notwendig für die, die noch etwas lernen müssen und Kontrolle brauchen. Als Bestandteil der familienorientierten Arbeit, so wie die Autorin sie definiert, wird Supervision auch heute noch nur vereinzelt in der SA/SP wahrgenommen.

Inzwischen hat Familienhilfe in der SA/SP in Deutschland einen gefestigteren Stellenwert. Es gibt Projekte und festangestellte FamilienhelferInnen, die auch Anspruch auf Supervision haben. Aber noch immer läuft die Diskussion, ob es sich bei Familienhilfe nun um eine bessere Laientätigkeit oder eine besondere Qualifikation handelt. Dabei ist professionell helfende Arbeit mit Familien als ganzes in ihrem Lebensbereich nichts Neues. Es ist das, was als klassische Methode der Sozialarbeit bekannt wurde: Soziale Einzelfallhilfe. Dieses Vorgehen lässt sich bis in die frühen Anfänge der professionellen SA/SP zurückverfolgen. Haltungen, Prinzipien und Ideale, wie Insoo Kim BERG sie herausarbeitet und gut nachvollziehbar beschreibt, wurden immer wieder in der einschlägigen Literatur zur Einzelfallhilfe angesprochen und gefordert. Trotzdem hat die Einzelfallhilfe als Methode im psychosozialen Feld nie den Stellenwert erlangt, der ihr von ihrer Notwendigkeit her zugekommen wäre. Woran liegt das?

Hier sind verschiedene Antworten möglich, die in der Literatur zur SA/SP detailliert aufgeführt werden. Ich möchte zwei wichtige Aspekte aufgreifen. Zum einen gelang es der SA/SP im deutschsprachigen Raum nie, eine eigene „Basiswissenschaft“ zu etablieren. Hierarchien im Bildungsbereich und politische Entwicklungen in diesem Jahrhundert sind hier als Gründe anzuführen. Somit konnten die Methoden der SA/SP nie eigenständig wissenschaftlich überprüft werden. PsychologInnen,

SoziologInnen, MedizinerInnen und PädagogInnen haben aus ihrer Perspektive das Feld der SA/SP definiert und da diese Berufsgruppen in den deutschen Verwaltungs- und Bildungsstrukturen hierarchisch höher angesiedelt sind, konnten sie SozialarbeiterInnen/SozialpädagogInnen vorschreiben, wie sie ihr Arbeitsfeld wahrzunehmen haben.

Zum zweiten war (und ist) die Arbeit mit Familien im deutschen Rechtssystem (und JuristInnen definieren viel stärker, was SA/SP ist, als die Berufsgruppe selbst) immer an einer Kind-versus-Eltern-Perspektive ausgerichtet. Wir hatten ein „Jugendwohlfahrtsgesetz“ und haben heute ein „Kinder- und Jugendhilfegesetz“. Von Familien ist da nicht die Rede. In all diesen Wahrnehmungen und Regelungen wird davon ausgegangen, dass Probleme erkennbare „Ursachen“ haben und dass sie sich beseitigen lassen, wenn man/frau nur die Defizite ausgleicht, Fehler korrigiert und notfalls die Unverbesserlichen reglementiert. Außerdem muss jemand Schuld sein, die Verantwortung dafür tragen, wenn etwas nicht so läuft, wie es gesellschaftlich gewünscht wird. An Lösungen zu arbeiten, statt Probleme verschwinden zu lassen, den Betroffenen Ressourcen zuzutrauen, wo sie doch im Elend fast ersticken, so wie Insoo Kim BERG es fordert, ist nach den oben beschriebenen Wahrnehmungsmustern in der SA/SP immer noch eine Ausnahmeposition.

Das Buch veranschaulicht durch die Reflexion des methodischen Vorgehens und durch die praktischen Beispiele wie unangemessen es ist, dass in weiten Teilen des psychosozialen Bereiches den Studierenden der SA/SP immer noch vermittelt wird, sie bekämen eine Qualifikation zweiten Ranges: um „richtig“ professionell helfen zu können, bedürfe es eines Universitätsstudiums oder zumindest einer Zusatzqualifikation; und „Therapie“ sei sowieso nichts für SozialarbeiterInnen/SozialpädagogInnen, das „dürfen“ nur PsychologInnen oder ÄrztInnen (wie ja im Entwurf des Psychotherapiegesetzes erneut zum Ausdruck kommt). Von daher finde ich es bedauerlich, dass der Begriff „*worker*“ mit „TherapeutIn“ übersetzt wurde und nicht mit „SozialarbeiterIn“, denn das, was die Autorin beschreibt, ist *Soziale Arbeit* und dass die der Familientherapie nahe und gleichgewichtig ist, bringt die Autorin eindrucksvoll zum Ausdruck.

Frankfurt/M., im Juli 1992

Dagmar Hosemann